

redt machen, deshalb nicht unbedingt zu solcher Glückseligkeit hier ein. Wer nicht den Keim dazu in seinem Herzen mitbringt; der wird sie auch hier nicht finden. Und auch der nicht, der diesen Keim nicht vorher im Weltumgange, dieser herrlichen Schule der Menschenkenntniß, Menschenliebe, des Nachgebens und der Bescheidenheit gepflegt hat.

[249] Daher seydt ihr, geliebten, neuen Ankömmlinge, noch nicht unsre Brüder, und werdet es nicht eher, als bis ihr uns selbst die Brüderhand reicht. Ihr müsset uns, unsre Weise und unsre Begriffe von Menschenglück, erst kennen lernen. Ihr müßt auch Zeit haben, an *Europa* zurück, an die dortigen Sitten, an die dortige Welt zurückzudenken; ihr müßt alle eure Wünsche ruhig anhören, ihr müßt untersuchen können: »möchten sie hier oder dort besser befriedigt werden!«

Hätte euch Melancholie gedrängt, die grössere Welt zu verlassen, und unsern Winken zu folgen; so würdet ihr auch hier den blauen Himmel schwarz, und in der freundlichen Geberde eures Nachbars, das Grinsen des Hasses finden. Oder hätte euch Trägheit, Scheu für Gebrauch und Veredlung eurer [250] Kräfte, Sehnsucht nach unwürdiger Ruhe eingeflösset; so würdet ihr sie hier vergebens suchen. Denn ich habe euch deswegen unsre Geschäfte unsre Lebensweisen sehen lassen, damit ihr selbst euch überzeuget, daß grade Thätigkeit, rege Bestrebsamkeit, durch klugen und unablässigen Gebrauch unsrer Kräfte, unsern Zustand zu veredeln, ein Hauptpfeiler unsrer Glückseligkeit sey. [...]

Unsere Sitten sind frey, d. h. sie sind nicht die gewöhnlichen. Denn ihr Maaßstab ist das von uns, für Löblich und Gut Erkannte, ohne Rücksicht auf hergebrachte Vorurtheile und Gewohnheiten. Wir sind daher in [251] unsern Sitten eben so streng, als wenn uns auf jeden Schritt ein Polizeywächter begleitete. Die Mässigkeit ist unsre goldne Tafel in welcher alle andern Sittengesetze eingegraben sind. Wir lehren diese Tugend selten, aber wir gewöhnen unsre Kinder daran, wie an ihre Natur und lassen sie kein andres Beyspiel gewahr werden. [...]

Märchen und morgenländische Erzählungen

Neben den Romanen und Abenteuererzählungen gehört auch das Märchen zu den literarischen Gattungen, denen die aufklärerischen Pädagogen und Kinderbuchautoren mit großer Skepsis gegenüberstehen. Man hat an der feindlichen Haltung, die die Kinderliteratur des 18. Jahrhunderts dem Märchen gegenüber einnimmt, gerade deren Beschränktheit und mangelnde Kindgemäßheit festgemacht. Das durch die Romantik geprägte 19. Jahrhundert findet hier stets neue Anlässe zur Entrüstung; gleich heftig ist die aufklärerische Kinderliteratur nur noch wegen ihrer Areligiosität und Freigeisterei kritisiert worden. Weniger hat man dagegen die Motive beleuchtet, die dieser Reserve gegenüber dem Märchen zugrunde liegen: Die Ablehnung des Märchens – so stark sich auch dem heutigen Betrachter ihre rationalistische Beschränktheit aufdrängt – steht im Zusammenhang eines sehr ernst zu nehmenden Kampfes gegen den Aberglauben, über dessen fatale Auswirkung gerade auf Kinder man sich heute kaum noch eine Vorstellung zu machen vermag. Die in der Kinderliteratur so häufig auftretenden Beispiele furchtsamer, schreckhafter und psychisch verängstigter Kinder sind ein beredtes Zeugnis hierfür. Die Werte, die die Aufklärer durchs Märchenerzählen bedroht sehen, sind Selbstvertrauen und Selbstgewißheit, Stärke, Mut und Entschlossenheit; diese verankern sie bekanntlich in der Vernunftautonomie. Die Kritik am Märchen ist zugleich eine an dessen Erzählern, den Ammen und dem Gesinde, den Vertretern also des Volkes in den Häusern der Bürgerlichen und Adligen. Hiermit ist denn zugleich auch die Grenze markiert, bis zu der Aufklärung bisher erst vorgedrungen ist. Die Aufklärer sind sich hierüber im klaren, und es hat bisweilen den Anschein, als sei für sie ein freies Verhältnis zu phantastischen Literaturformen deshalb nicht möglich, weil die reale Herrschaft des Aberglaubens noch bei weitem nicht gebrochen ist. Die Kinder, die

sich bei Schummel Märchen erzählen, wirken altklug, weil sie so überheblich auf das Lügenmärchen herabschauen. Vielleicht ist diese Haltung nötig, um die Bedrohung zu bannen, die vom Abergläubischen wohl immer noch ausgeht. Und vielleicht ist sie eine Voraussetzung dafür, daß sich später ein freies Verhältnis zum Märchen entwickeln konnte.

MARIE LE PRINCE DE BEAUMONT

Der Frau Maria le Prince de Beaumont Lehren der Jugend und Weisheit für die Jugend. Aus dem Französischen übersetzt.

(1758)

[94] *Erzählung vom Prinzen Wunderschön.*

Ein Prinz verlor, als er nur sechs Jahr alt war, seinen Vater. Er war anfangs ein bischen traurig darüber, bald nachher aber tröstete er sich durch das Vergnügen, König zu seyn. Dieser Prinz, der *Wunderschön* hies, hatte eben kein böses Herz; allein, er war nach Art der Prinzen erzogen worden, das ist, man hatte ihm in allen Stücken seinen Willen gelassen; und diese üble Gewonheit würde ihn in der Folge der Zeit ohne Zweifel lasterhaft gemacht haben. Schon fieng er an zornig zu werden, wenn man ihm zeigte, daß er sich geirrt habe. Er versäumte seine wichtigsten Angelegenheiten, um sich eine Lust zu machen, und besonders war seine Neigung zur Jagd so stark, daß er fast alle Tage damit zubrachte. Man hatte ihn, so wie es bey den meisten Prinzen zu gehen pflegt, verzärtelt: doch hatte er einen sehr vernünftigen Hofmeister. Er liebte ihn in seiner Jugend sehr. Als er aber König gewor-

den war, dachte er, sein Hofmeister wäre allzustrenge tugendhaft. Ich werde es niemals wagen dürfen, vor ihm meinen Einfällen zu folgen, sprach er bey sich selbst, er predigt mir immer vor, ein Prinz müsse alle seine Zeit den Angelegenheiten seines Reichs widmen. Und ich liebe meine Vergnügungen. Wenn er auch mir keinen Verweis gäbe; so würde er doch traurig seyn, und ich könnte es an seinen Mienen merken, daß er mißvergnügt über mich sey. Ich muß ihn entfernen, weil mir dieser einen beständigen Zwang auflegen würde. Den andern Tag versamlete *Wunderschön* seinen Rath, erhob seinen Hofmeister mit vielen Lobsprüchen, und sagte, daß er ihn zum Oberaufseher über eine Provinz mache, (die aber weit von [95] dem Hofe entlegen war,) um ihn wegen der Sorgfalt zu belohnen, die er für ihn gehabt hätte. Als sein Hofmeister entfernt war, überlies der Prinz sich ganz seinen Vergnügungen, vornemlich aber der Jagd, der er so stark ergeben war. Eines Tags, als er in einem grossen Walde jagte, sah er eine *Hindin*, so weis als der Schnee, vor sich vorbeyleufen. Sie hatte ein güldnes Halsband, und sah den Prinzen starr an, als sie nahe bey ihm war. Sie entfernte sich aber sogleich wieder. Ich will nicht, daß man sie tödte, rief *Wunderschön* aus. Er befahl also seinen Leuten, mit den Hunden da zu bleiben. Er aber verfolgte die *Hindin*. Es schien, daß sie ihn erwartete. Er war ihr aber kaum nahe gekommen; so lief sie wieder mit krummen Sprüngen fort. Er war so begierig, sie zu fangen, daß er, ohne daran zu denken, einen grossen Weg zurück legte, indem er sie verfolgte. Die Nacht überfiel ihn, und er verlor diese *Hindin* aus den Augen. Nun wurde seine Verwirrung ziemlich groß, denn er wußte nicht, wo er wäre. Auf einmal hörte er den Schall von einer entfernten Musik. Er folgte diesen angenehmen Tönen, und kam endlich auf einem grossen Schlosse an, wo dieses schöne Concert aufgeführt wurde. Der Pförtner fragte ihn nach seinem Begehren, und der Prinz erzählte ihm, was ihm begegnet wäre. Seyn sie willkommen, sagte der Mensch, man wartet auf sie mit dem Abendessen, denn die

weisse *Hindin* gehört der Frau dieses Schlosses, und wenn sie dieselbe von sich läßt; so geschieht es nur, um ihr Gesellschaft zuzuführen. Zu gleicher Zeit gab der Pförtner mit einer kleinen Pfeife ein Zeichen, und den Augenblick erschienen viele Bedienten mit Fackeln, die den Prinzen in ein stark erleuchtetes Zimmer führten. Das Zimmer war eben nicht sehr prächtig ausgeputzt: es war aber alles in [96] demselben so reinlich, und in einer so reizenden Ordnung, daß der erste Anblick davon ganz entzückte. In dem Augenblick erschien die Besitzerin des Schlosses, und *Wunderschön* wurde von ihrer Schönheit so geblendet, daß er sich zu ihren Füßen warf, und kein Wort vorbringen konnte. Er schien sich in der Betrachtung ihrer Schönheit ganz verloren zu haben. Stehen sie auf, mein Prinz, sagte sie, und reichte ihm ihre Hand. Ich bin vergnügt über die Verwunderung, die ich ihnen verursache. Sie scheinen mir so liebenswürdig, daß ich von Herzen wünsche, daß sie derjenige seyn mögen, der mich aus meiner Einsamkeit ziehen soll. Ich heisse *Wahreehre*, und bin unsterblich. Von Anfang der Welt her lebe ich in diesem Schlosse, und erwarte einen Gemahl. Sehr viele Könige sind gekommen, mich zu sehen: allein, ob sie mir gleich eine ewige Treue geschworen hatten, so haben sie doch ihr Wort nicht gehalten. Sie haben mich verlassen, um meine grausamste Feindin zu erlangen. Ach! schöne Prinzessin, sagte *Wunderschön*, kan man sie vergessen, wenn man sie einmal gesehen hat? Ich schwöre ihnen, daß ich niemand als sie lieben will: und von dem Augenblick an erwähle ich sie zu meiner Gemahlin. Und ich, antwortete *Wahreehre*, ich nehme sie zu meinem Gemahl an. Es ist mir aber noch nicht erlaubt, ihnen meine Hand zu geben. Ich will ihnen einen andern Prinzen zeigen, der in meinem Pallaste sich aufhält. Er wünscht ebenfalls mein Gemahl zu werden. Wenn es in meiner freyen Wahl stünde, würde ich ihnen den Vorzug geben; es hängt aber nicht von mir ab. Sie müssen mich auf drey Jahre lang verlassen. Derjenige unter ihnen beyden, der während dieser Zeit der getreuste seyn wird, [97] soll den

Vorzug haben. *Wunderschön* wurde sehr niedergeschlagen über diese Rede. Er wurde es aber noch mehr, als er den Prinzen sahe, von dem ihm *Wahreehre* gesagt hatte. Der Prinz war so schön, er hatte so viel Witz, daß er besorgte, Madam *Wahreehre* möchte jenen mehr lieben, als ihn. Der Prinz hieß *Unumschränkt*, und hatte ein sehr grosses Reich. Sie speiseten beyde mit *Wahreehre*, und waren sehr traurig, als sie dieselbe den Morgen darauf wieder verlassen mußten. Sie sagte zu ihnen, daß sie sie nach drey Jahren wieder erwartete, und sie giengen zusammen aus dem Pallaste fort. Kaum hatten sie in dem Walde ungefehr zwey hundert Schritte zurück gelegt: als sie einen Pallast erblickten, der weit prächtiger war, als der Pallast der *Wahreehre*. Gold, Silber, Marmor und Brillanten blendeten die Augen. Die Gärten desselben waren mit grossem Aufwande angelegt. Die Neugier trieb die Prinzen, hinein zu gehen. Sie erstaunten, ihre Prinzessin darin anzutreffen. Sie hatte aber ihren Anzug verändert. Ihr Rock war stark mit Diamanten besetzt, auch in den Haaren trug sie welche: da hingegen den Abend zuvor ihr ganzer Putz in einem weissen Rocke bestanden, der mit Blumen geschmückt war. Ich zeigte ihnen gestern, sagte sie, mein Landhaus. Es gefiel mir ehemals. Weil ich aber zween Prinzen zu Verehrern habe; so finde ich es nicht mehr anständig genug für mich. Ich habe es auf beständig verlassen, und ich werde sie hier erwarten. Denn Prinzen müssen die Pracht lieben. Das Gold und die Edelgesteine sind nur für sie geschaffen, und ihre Unterthanen haben mehr Ehrfurcht für sie, wenn sie dieselben so glänzend sehen. Sie führte zugleich ihre beyden Verehrer in einen grossen Saal. Ich will ihnen die Bildnisse verschiedener [98] Prinzen zeigen, sagte sie, die meine Günstlinge gewesen sind. Hier sehen sie einen, der *Alexander* hies. Ich würde ihm auch meine Hand gegeben haben: allein, er starb zu frühzeitig. Dieser Prinz verheerte mit einer sehr kleinen Anzahl Soldaten *Asien*, und eroberte es. Er war bis zur Ausschweifung in mich verliebt und setzte öfters sein Leben in Gefahr,

um mir zu gefallen. [. . .] Jener andere hieß *Julius Cäsar*. Um mein Herz zu gewinnen, führte er zehn Jahre lang Krieg in den beyden Gallien. Er hat den *Pompejus* überwunden, und die *Römer* unter das Joch gebracht. Er wäre mein Gemahl geworden: allein, da er wider meinen Rath seinen Feinden verziehen hatte, brachten ihn diese mit zwey und zwanzig Dolchstichen ums Leben. Die Prinzeßin wies ihnen noch eine grosse Menge Bildnisse; und nachdem sie ihnen ein kostbares Frühstück gegeben hatte, das in güldnen Schüsseln aufgetragen wurde, sagte sie, daß sie nun ihre Reise fortsetzen könten. Sie müssen mir gestehen, sagte *Unumschränkt* zu *Wunderschön*, als sie sich von dem Pallast entfernt hatten, daß die Prinzeßin heute tausendmal liebenswürdiger in ihrem kostbaren Anzuge gewesen, als sie gestern war. Sie hat auch viel mehr Witz blicken lassen. Ich weiß eben nicht, antwortete *Wunderschön*, Sie war heute geschminkt: der Anzug macht, daß sie mir ganz verändert vorgekommen ist; aber gewiß, sie hat mir in ihrem Schäferkleide besser gefallen. Die beyden Prinzen schieden von einander, und kehrten wieder in [99] ihre Reiche zurück, mit dem festen Entschluß, alles mögliche zu thun, ihrer Schönen zu gefallen. Als *Wunderschön* in seinem Pallaste war, erinnerte er sich, daß sein Hofmeister ihm, als er noch klein gewesen, öfters von *Wahreehre* was gesagt hatte. Ich will ihn an den Hof zurücke berufen, dachte er, weil er die Prinzeßin kennt. Er soll mich lehren, was ich thun muß, ihr zu gefallen. Er ließ ihn also schnell herholen; und so bald der Hofmeister, der *Ohnefalsch* hies, angekommen war, lies er ihn in sein Cabinet rufen, und erzählte ihm seinen Zufall. Der gute *Ohnefalsch* weinte vor Freuden. Ach! mein Prinz, sagte er zum Könige, wie vernügt bin ich nicht über meine Rückkunft! Ohne mich würden sie ihre schöne Prinzeßin verloren haben. Ich muß ihnen sagen, daß sie eine Schwester hat, die man *Falscheehre* nennt. Diese böse Creatur ist nicht so schön, als *Wahreehre*. Allein sie schminkt sich, um ihre Runzeln zu verbergen. Sie wartet auf alle Prinzen, die aus *Wahreehre*

Pallast kommen. Und da sie ihrer Schwester ähnlich sieht: so betrügt sie dieselben. Sie bilden sich ein, ihre Bemühungen für *Wahreehre* zu unternehmen, und sie verlieren sie, indem sie den Rathschlägen ihrer Schwester folgen. Sie haben gesehen, daß alle Verehrer der *Falscheehre* elendiglich umkommen. Prinz *Unumschränkt*, der sich anschickt, ihrem Bayspiel zu folgen, wird nur sein dreißigstes Jahr erreichen. Wenn sie aber meinem Rath folgen wollen: so verspreche ich ihnen, daß sie endlich der Gemahl ihrer Prinzeßin werden sollen. Sie muß die Gemahlin des grösten Königs auf der Welt seyn. Suchen sie es zu werden. Mein liebster *Ohnefalsch*, antwortete *Wunderschön*, du weist, daß dieses nicht möglich ist. So groß auch mein Reich ist: so sind doch meine Unter-[100]thanen so unwissend, so ungesittet, daß ich sie niemals werde dahin bringen können, im Kriege sich hervor zu thun. Muß man aber nicht, um der gröste König von der Welt zu werden, viele Schlachten gewinnen, und viele Städte einnehmen? Ach mein Prinz, versetzte *Ohnefalsch*, sie haben die Lehren schon vergessen, die ich ihnen gegeben habe. Wenn sie eine einzige Stadt, und nur zwey oder drey hundert Unterthanen hätten, über die sie herrscheten, und wenn sie auch niemalen einen Krieg führeten: dem ohnerachtet könten sie der gröste König von der Welt werden. Um dieses zu seyn, hat man weiter nichts nöthig, als alle andere an Gerechtigkeit und Tugend zu übertreffen. Dis ist der Weg, die Prinzeßin *Wahreehre* zu erlangen. Diejenigen, die die Reiche ihrer Nachbarn erobern, und die, um prächtige Schlösser zu bauen und kostbare Kleider und Diamanten zu kaufen, das Geld ihrer Unterthanen erpressen, sind betrogen. Sie werden nur die Prinzeßin *Falscheehre* finden, die alsdann ohne Schminke sich ihnen zeigen, und eben so häßlich scheinen wird, als sie es würclich ist. Sie sagen, daß ihre Unterthanen ungesittet und unwissend sind. Gut, unterrichten sie dieselben. Bekriegen sie die Unwissenheit, das Laster. Bestreiten sie ihre Leidenschaften: sie werden ein grosser König, ein Eroberer seyn, der über *Cäsar*, *Alexander*, *Pyr-*

rhus und alle die Helden, erhaben ist, deren Bildnisse *Falscheehre* ihnen gezeigt hat. *Wunderschön* beschloß, den Vorschlägen seines Hofmeisters zu folgen. Zu dem Ende bat er einen seiner Vettern, während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen. Er selbst verlies sein Reich, um mit seinem Hofmeister alle Länder zu durchreisen und selbst zu lernen, was er thun müsse, seine Unterthanen glücklich zu machen. Wenn er in einem Lande einen verständigen oder [101] geschickten Mann antraf: sagte er zu ihm: Wolt ihr mit mir kommen? ich will euch sehr viel Gold geben. Vortreflich unterrichtet, und von einer grossen Anzahl geschickter Leute begleitet, kehrte er in sein Reich zurück. Er trug diesen geschickten Leuten das Geschäfte auf, seine Unterthanen zu unterrichten, die eben so arm als unwissend waren. Er lies grosse Städte und viele Schiffe bauen. Er lies junge Leute zu verschiedenen Handwerkern und Künsten anführen. Er versorgte die armen Kranken und Greise, verwaltete selbst die Gerechtigkeit unter seinem Volke, und machte sie auf diese Art gesittet und glücklich. Er brachte zwey Jahre mit dieser Arbeit zu. Endlich sagte er zu *Ohnefalsch*: Glaubst ihr, daß ich der Prinzessin *Wahreehre* bald würdig sey? Sie haben noch ein grosses Werk zu verrichten, antwortete ihm sein Hofmeister, sie haben die Laster ihrer Unterthanen, ihre eigene Trägheit, ihre Liebe zu Lustbarkeiten, bezwungen: sie sind aber noch ein Slave ihres Zorns. Dis ist der letzte Feind, wider den sie kämpfen müssen. *Wunderschön* hatte viele Mühe, diesen Fehler an sich zu verbessern. Allein er war so verliebt in die Prinzessin, daß er die grösten Bemühungen anwendete, um sanft und gedultig zu werden. Es gelang ihm; und da die drey Jahre verflossen waren, gieng er in den Wald, wo er die weisse *Hindin* gesehen hatte. Er hatte kein grosses Gefolge bey sich, *Ohnefalsch* allein begleitete ihn. *Unumschränkt* begegnete ihm bald in einem prächtigen Wagen. Er hatte auf diesen Wagen die Schlachten, die er gewonnen, mahlen lassen. Viele Prinzen, die er zu Gefangenen gemacht, und die er als Slaven an Ketten geschlossen,

mußten vor ihm hergehen. Als er *Wunderschön* erblickte, spottete er über ihn und sein bisheriges Betragen. In dem Augenblick sahen sie [102] die Palläste der beyden Schwestern, die nicht weit von einander abstunden. *Wunderschön* nahm seinen Weg nach dem erstern hin, und *Unumschränkt* freuete sich recht sehr darüber, weil ihm die, die er für seine Prinzessin hielt, gesagt hatte, daß sie niemals wieder dahin gehen würde. *Wunderschön* hatte ihn kaum verlassen, als die Prinzessin *Wahreehre*, tausendmal schöner, doch eben so wenig prächtig gekleidet, als das erstemal, ihm entgegen kam. Kommen sie mein Prinz, rief sie. Sie sind würdig, mein Gemahl zu seyn. Sie würden aber dieses Glück niemals erhalten haben, ohne ihren Freund *Ohnefalsch*. Dieser hat sie gelehrt, mich von meiner Schwester zu unterscheiden. Zugleich befahl *Wahreehre* den Tugenden, die ihr dienen, ein Fest anzustellen und ihre Vermählung mit *Wunderschön* zu feyren. Unterdessen daß er sich mit dem Glücke beschäftigte, das er nun als Gemahl der Prinzessin haben würde, kam *Unumschränkt* bey der *Falscheehre* an. Sie empfing ihn vollkommen wohl, und bot ihm an, sich auf der Stelle mit ihm zu vermählen. Er willigte darein. Kaum aber war sie seine Gemahlin, als er wahrnahm, daß sie alt war und schon Runzeln hatte, ob sie sich gleich sehr geschminkt, ihre Runzeln zu verbergen. Als er mit ihr redete, riß ein goldner Faden entzwey, der ihre eingesetzten Zähne befestigte, und die Zähne fielen an die Erde. Der Prinz *Unumschränkt* geriet in einen so heftigen Zorn, sich betrogen zu sehen, daß er auf sie zusprang, um sie zu schlagen. Da er sie aber bey ihren schönen schwarzen Haaren ergriffen hatte, die sehr lang waren, stand er ganz erstaunt, als sie ihm in der Hand blieben. *Falscheehre* trug falsche Haare, und da sie mit blossen Kopfe vor ihm war, sah er, daß sie nur noch ungefähr ein Dutzend Haare hatte; und [103] auch diese waren eisgrau. *Unumschränkt* verlies diese böse und häßliche Creatur und lief nach dem Pallast der *Wahreehre*, die nur erst sich mit *Wunderschön* vermählt hatte. Sein Schmerz über den Verlust

dieser Prinzessin war so groß, daß er darüber starb. *Wunderschön* bedauerte sein Unglück und lebte sehr lange mit *Wahreehre*. Er hatte von ihr viele Töchter. Allein, es war nur eine darunter, die ihrer Mutter vollkommen ähnlich war. Er brachte sie auf eben dasselbe Schloß, bis sie einen Gemahl finden könnte. Um die boshafte Tante zu verhindern, ihr ihre Verehrer zu verführen, zeichnete er seine eigne Geschichte auf, damit die andern Prinzen lernen möchten, daß das einzige Mittel, *wahre Ehre* zu besitzen, darin bestünde, sich zu bearbeiten, tugendhaft und seinen Unterthanen nützlich zu werden; daß aber, wenn ihnen dieses glücklich von statten gehen sollte, sie einen Freund nöthig hätten, der *ohne Falsch* wäre.

JOHANN GOTTLIEB SCHUMMEL

Kinderspiele und Gespräche.

(1777)

Das Pfänderspiel.[...] [270] Jul. *Was soll das Pfand thun?*Lou. *Er soll eine rechte große, abscheuliche Lüge erzählen, so groß, daß man sie mit Händen greifen kann.*

Jul. Nun Sie haben gewiß eine im Schubsack: Also geben Sie sie nur zum Besten; da ist ihr Ohrring!

Lou. Ich muß es nur gestehen; gestern Abend kam ich eben dazu, weil unsre Muhme eine erzählte, eine rechte dicke, derbe Lüge, und mein kleiner Bruder der hörte da so andächtig zu, und glaubte alles steif und fest. In Bremen ist einmal ein Kerl gewesen, ein – I wie heißt man ihn nun gleich? –

einer, der sich mit aller Welt herum schlägt; auf den Degen und auf die Faust –

Mor. Ein Renomist!

Lou. Ach nicht doch – es ist ein deutscher Name –

Jul. Ein Klopffechter!

Lou. Recht, recht, ein Klopffechter. Der ist so geschickt gewesen, daß ers mit vier und zwanzig aufgenommen hat, und hat sie alle mit einander blessirt, und es hat ihm keiner was anhaben können. Der geht weg von Bremen, und will in der Welt herum reisen, [271] um seines gleichen zu suchen. So wie er vors Thor kommt, sieht er einen Kerl da stehn mit der Flinte, der hat eben angelegt und will losschießen. Der Klopffechter fragt ihn, wornach er denn zielte? Der Kerl winkt ihm, er sollte ihn nicht stöhren. Indem schießt er los, und sagt: Da liegt er! Der Klopffechter fragt, was denn? I ein Sperling, sagt er: Da hab ich ihn oben von dem Straßburger Münster weggeschossen!

Phil. Was ist denn das, der Münster?

Jul. (*lachend*) Nun, die Lüge ist so dick, wie der Münster selber! Der Münster ist ein ganz erstaunend hoher Kirchturm in Straßburg, und Straßburg muß doch wohl von Bremen 60 bis 70 Meilen seyn.

Lou. Nur Geduld: Es kommt noch besser! Der Klopffechter spricht also zum Jäger: Höre, du bist mein Mann, laß uns beyde zusammen reisen! Das geschieht. Weil sie eine Ecke gegangen sind, husch fliegt ein Kerl bey ihnen vorbey, so geschwind wie ein Pfeil. Es währt nicht lange, keine 5 Minuten, ist er wieder da. Der Klopffechter fragt ihn, wo er so geschwind hin gewesen wäre? In Rom, sagte er, ich habe da einen Brief hingetragen.

[272] Krön. Nun wie weit ist denn das wieder?

Jul. Nicht weit, kleine paar hundert Meilen. (*Alle lachen*)

Lou. Nur Geduld: Es kommt noch besser! Die beyden sprechen also zu dem Laufer: Höre, du bist unser Mann! Willst du mit uns reisen? O ja, sagt er, warum nicht! Kurzum, sie reisen mit einander weiter. Weil sie wieder eine



Kinderspiele

und
Gespräche.

Zweyter Theil.



Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1777.

Ecke sind, kommen sie an einen großen Wald, der wohl 4, 5 Meilen im Umfange hat. Da sehen sie einen Kerl vor stehen, der hat einen Strick in Händen. Der Strick geht um den ganzen Wald herum, und so wie der Kerl den Strick nach sich zieht, gehts knicks, knacks, britz, bratz, daß die Bäume alle kreuz und quer über einander stürzen, und der ganze Wald, ehe man eine Hand umdreht, da liegt.

Alex. Nein, das ist, um sich schwach zu lachen.

Lou. Nur Geduld: Es kommt noch besser! Die drey fragen also den Kerl, wer er wäre? Da sagt er, er wäre Knecht bey dem und dem Oberamtmann, der hått ihn hieher geschickt, daß er den ganzen Wald umhauen sollte: Das Ding wäre ihm aber zu langweilig gewesen, er [273] hått es also so gemacht. Kurz, sie nehmen den auch mit und reisen weiter. In einer Weile kommen sie an einen Berg: Da sehen sie oben drauf wieder einen Kerl stehn, der hat sich in die Seiten geståmmt, und blåst und puhstet aus Leibeskråften. Sie fragen ihn, was er puhstet? Da sagte er, es wåren hier herum 36 Windmühlen, die müßte er alle zusammen mit seinem Othem im Gange erhalten. [...] Nun den Puhstkerl nehmen sie denn ganz natürlich auch mit, und so reisen sie zusammen nach *Maynz*. [...] So wie sie nach *Maynz* kommen, das ist des Morgens früh um 8, hören sie, daß [274] der Churfürst sterbenskrank ist, und daß ihm die Doctors schon das Leben abgesprochen haben. Er könnte wohl noch gerettet werden, wenn sie nur ein gewisses Kraut kriegen könnten: Aber das wchse bloß in der Schweiz, und denn müßte es auch noch den Vormittag Schlag 11 da seyn, sonst wåre alles umsonst und vergebens. Die fünf Kerls bereden sich mit einander, wie das Ding zu machen ist: Kurz, sie schicken aufs Schloß und lassen den Churfürsten sagen, wenn er ihnen eine rechte gute Belohnung verspråche, so wollten sie ihm das Kraut verschaffen. Der Churfürst läßt ihnen wieder sagen, wenn sie das thåten, so wollte er ihnen so viel Gold und Silber geben, als der stärkste Kerl wegtragen könnte. Nun ist's richtig! Mein Monsieur Läufer muß sich gleich auf den Weg machen,

und fort nach der Schweiz. Unterdessen scht es 10, es scht halb 11, es scht 3 Vierthel, der Läufer kommt nicht wieder. Den Kerln wird angst: Sie kriegen also geschwind den Jäger an, weil der so gut in die Ferne sehen kann, der muß auf den Thurm steigen und muß zusehen, wo der Läufer steckt. Den Augenblick ruft er: Da liegt der faule Dieb und schlt, da bey Basel! Er [275] mag wohl müde geworden seyn von der Reise! Aber wart, ich will dich aufwecken. Gleich kriegt er seine Flinte und schießt los, dicht neben dem Läufer in die Erde. Der wacht auf vom Schusse, und Knall und Fall auf und fort; eh der Jäger vom Thurme ist, steht er schon da und bringt das Kraut. Der Churfürst nimmt es ein, und wird auf der Stelle frisch und gesund. Drauf läßt er ihnen sagen, sie möchten nun jemanden schicken, der das Geld abholte! Die schicken also des Oberamtmanns Knecht. Der geht in die Schatzkammer, und macht da alles ratzenkahl, daß kein Pfennig übrig bleibt: Aber daran hat er noch lange nicht genug! Er geht durchs ganze Schloß und pakt da alles auf, was ihm nur ansteht, Silbergeschirr und Schmuck und Tischzeug, alles aufgeladen: Und weil nichts mehr da ist, geht er seiner Straße: Die fünf ziehn also zum Thor heraus, und wolln ihr Glück weiter versuchen. Aber sie sind noch keine Meile von der Stadt weg, sieh da, so sehn sie 2 Regimente Soldaten marschirt kommen, die ihnen der Churfürst nachgeschickt hat, damit sie ihnen das Geld wieder abnehmen sollen. Nun ist guter Rath theuer! Der Klopf-fechter sagt: [276] Wenns 24 wåren, wollt ichs wohl mit ihnen aufnehmen, aber 2 Regimente, das ist zu viel! Der Jäger sagt: Wenns einer wåre, wollt ich ihn wohl treffen, aber wie kann ich zwey Regimente todt schießen! Der Läufer sagt: Ich will wohl fort kommen, ich kann mich auf meine Füße verlassen, aber wie solls mit euch werden? Der Knecht sagt: Wenn ich nur meinen Strick hier hätte, so wollt ich sie alle mit einander umreißen, aber so kann ich nichts! Endlich kam der Puhstkerl und sagte: Lat euch nicht bange seyn, ich steh euch vor alles! Was hat er zu thun? Er läßt die

beyden Regimenten ganz nahe kommen, denn stellt er sich mitten hin vor sie und fängt wieder an zu pusten; wie der Blitz sind die Soldaten über alle Berge, und man weiß bis diese Stunde nicht, wo sie hingestoben oder geflogen sind. (*Alle lachen*)

Jul. Nein, so was von Lüge hab ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Lou. Es ist nur gut, wenn man sie so mit Händen greifen kann, wie die! [...]

AUGUST JACOB LIEBESKIND

*Palmbblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen
für die Jugend.*

(1786–1800)

[T. 1, S. 104]

*Die Bibliothek
des Königs von Indien.*

Dabschelim, König von Indien, hatte eine so zahlreiche Bibliothek, daß hundert Brachmanen sie in Ordnung zu halten, und tausend Kamele sie fortzuschaffen, nöthig waren. Weil er aber nicht Lust hatte, sie ganz durch zu lesen; so trug er den Brachmanen auf, das beste und nützlichste, das sie darin fänden, in Auszüge zu bringen und ihm zu überreichen. Diese gelehrten Leute arbeiteten mit solchem Eifer, daß sie nach Verlauf von zwanzig Jahren aus den gesammelten Auszügen einen kurzen Inbegriff aller Weisheit zusammen hatten, der in zwey tausend Bänden bestand und den dreyßig Kamele ohne viele Beschwerde tragen konnten. Sie hatten die Gnade ihn dem Könige zu überreichen; aber [105] zu ihrer Verwunderung mußten sie hören, daß er die Ladung

von dreyßig Kamelen noch zu stark befände. Sie verminderen also diese Ladung bis auf funfzehn, hernach bis auf neun, dann bis auf vier und endlich auf zwey Kamele; ja zuletzt blieb nur so viel übrig, als etwa ein Maulthier von mittelmäßiger Größe bequem tragen konnte. Zum Unglück war Dabschelim, während daß man seine Bibliothek so ins Kurze brachte, alt geworden; und er zweifelte, ob er noch so lange leben werde, dieses Meisterstück von kurzer Vollständigkeit zu lesen. Er fragte in dieser verwickelten Sache den weisen Pilpai, seinen Vezier, um Rath, der also zu ihm sagte: »Großer König, ob ich gleich die Bibliothek deiner Majestät nur unvollkommen kenne; so getraue ich mir doch, einen sehr kurzen und ziemlich nützlichen Auszug daraus zu machen. Du kannst ihn in wenig Augenblicken lesen, und wirst so viel darin finden, daß du dein ganzes Leben darüber wirst nachzudenken ha-[106]ben.« Er nahm ein Palmbblatt und schrieb mit einem goldnen Griffel folgende vier Lehren darauf:

1. Die meisten Wissenschaften enthalten nur dieses einzige Wort: *vielleicht*: und die ganze Geschichte bestehet aus drey Worten: *sie wurden geböhren, sie litten und starben*.
2. Liebe was recht ist; und thue was du liebst: denke was wahr ist, und sage nicht alles was du denkst; so wirst du rechtschaffen und weise.
3. O Könige! bezwingt eure Begierden! Beherrscht euch selbst; so wird es nur ein Spiel seyn, die Welt zu beherrschen.
4. Ihr Könige! ihr Völker! man hat es euch noch nicht genug gesagt, und klügelnde Thoren wollen immer noch daran zweifeln, daß es kein Glück ohne Tugend, und keine Tugend ohne Gottesfurcht gebe.

[224] *Der Bettler und sein Spiegel.*

Ein Bettler von Schiras fand einen kleinen Spiegel, in dem, sagt man, das häßlichste Gesicht sich schön zeigte. Er war klug und wußte dieses Glas so zu gebrauchen, daß es ein Schatz in seinen Händen ward. Er hielt den vorübergehenden seinen Spiegel mit einer demüthigen Gebehrde vor und sagte: »Betrachtet das reizende Gesicht, das euch Gott gegeben hat; und schenkt eurem armen Diener ein kleines Almosen.« Was konnte man einem so höflichen Bettler um einen so [225] gefälligen Spiegel abschlagen? Jedermann gab mit mildem Herzen und besonders die Frauen sehr reichlich, so daß es ihm und den Seinen keinen Tag an überflüssigem Unterhalt fehlte. Einst wurde der alte Bettler krank; sogleich vertraute er diesen gewinnreichen Spiegel seinem Sohne an und lehrte ihn mit aller Sorgfalt, den Spiegel zu gebrauchen; aber seine Mühe war verlohren. Der Knabe kam gegen Abend wieder, ohne etwas gewonnen zu haben. Er gestand, er habe vergessen, den vorübergehenden mitleidigen Seelen den wunderthätigen Spiegel vorzuhalten: er habe von ohngefähr selbst hinein gesehen und sich so schön gefunden, so schön, daß er den ganzen Tag nichts anders habe thun können als sich selbst zu bewundern. »Armer Thor! sagte der alte Schalk, was hast du damit gewonnen? Bist du dadurch reicher oder weniger häßlich geworden? Lerne von deinem Vater, wie ein kluger Mensch sich von einem Thoren unterscheidet: der Thor [226] schmeichelt sich selbst und der Kluge dem Thoren.« Mein Vater, sagte des Bettlers verständige Tochter, ich glaube, beydes ist dem Menschen schädlich. Eigenliebe macht dumm und läßt sich betrügen; Schmeicheley gegen andere aber macht des Schmeichlers Angesicht zu einem trügenden Spiegel, in den nur der Thor gern schauet und Zeit genug mit Reue belohnt wird. Komm, mein Bruder, wir wollen uns unsern Unterhalt auf eine anständigere Weise erwerben.

[T. 2, S. 101] *Die Verwandlung.*

Ein König in Indien war alt und hatte keine Kinder. Da er sein Volk liebte und wegen des Stolzes seiner Emirn besorgen mußte, daß nach seinem Tode über der neuen Königswahl blutige Kriege im Reiche entstehen möchten: so erklärte er denjenigen Fremdling für seinen Nachfolger, welcher des Morgens nach seinem Tode durch das östliche Thor zuerst in die Stadt einwandern würde. Als er bald darauf starb, so eilten die Einwohner vor das Thor, um zu sehen, wen ihnen das Schicksal zum künftigen Sultan senden werde. Der erste, der ankam, war ein armer Derwisch, der von einer Stadt zur andern wanderte und sein Brot mit Betteln gewann: Er ward mit einem lauten Freudengeschrey empfangen; man legte ihm die königlichen Kleider an, setzte ihn auf einen Elefanten und führte ihn durch die [102] Stadt in den Pallast, wo ihn die Emirn für ihren Sultan erkannten. Der schnelle Uebergang aus der niedrigsten Armuth auf einen glänzenden Thron, den alle irdische Herrlichkeit umgab, berauschte den Derwisch auf einige Zeit mit Freude, bis er nach und nach gegen die Reize und Annehmlichkeiten seines neuen Standes eben so gleichgültig ward, als er gegen die Beschwerden des vorigen gewesen war. Da sich nun auch der glückliche Anfang seiner Regierung in Widerwärtigkeit verwandelte; da mißvergnügte Emirn sich gegen ihn verschworen, mächtige benachbarte Feinde sein Land mit Krieg überzogen und Unruhe, Feindseligkeit und Klage seinen goldnen Thron von allen Seiten umgaben: so fing er an zu merken, daß er bey der Veränderung seines Standes an Glückseligkeit nicht nur keinen Zuwachs gewonnen, sondern an Freude und Zufriedenheit vielmehr verlohren habe.

[103] Indessen daß der neue Sultan über die Beschwerlichkeit seines Glückes oft seufzte, hörte einer seiner alten Bekannten von seiner Erhöhung. Er kam herbey und wünschte ihm Glück. »Lob und Preis sey dem Ewigen, sprach er, der

nach seinem Wohlgefallen Rosen aus Dornen wachsen läßt und einen armen Derwisch in einen mächtigen König verwandelt!« »Preise mich nicht glücklich, antwortete der Sultan: denn ich befinde mich in diesem Stande schlimmer als vorher. Du siehest bloß auf mein Kleid, aber nicht in mein Herz. Das war eine goldne Zeit, als wir beyde die Welt durchstrichen. Wir schliefen auf der Erde; aber ruhig und sicher. Wir aßen geringe Kost; aber das Wallfahrten und die sorglose Fröhlichkeit unsers Herzens erhielten uns gesund. Das alles ist jetzt umgekehrt. Ich schlafe auf seidnen Decken; aber mit Sorgen und Furcht. Ich trage köstliche Kleider und esse gewürzte Speisen; aber mein Herz ist matt und krank. An die [104] Uebel der Niedrigkeit und Armuth, die ich als dein Gefährte tragen mußte, hatte ich mich so gewöhnt, daß ich ihre leichte Bürde beynahe nicht mehr fühlte; die Uebel des Ueberflusses und der Hoheit aber, die ich als König trage, sind so bössartig, daß sie mir täglich drückender werden. Umkehren kann ich nicht, weil ich die Reize der Ueppigkeit und des Reichthums nun einmahl kenne. Ihr Verlust würde mich weit mehr schmerzen, als den Armen, der sie nicht gekannt hat, ihr Mangel. Wenn ich aber das Andenken des Vergangenen aus meinem Herzen nehmen könnte, so verließ ich noch heute den Thron und zöge mit meinem alten Gefährten durch die Welt. Das wahre Glück des Menschen ist Gesundheit und froher Muth. Wer diese beyden Gaben hat, der kann alle übrige ohne Verlust entbehren; und nur derjenige, dem eine derselben mangelt, kann mit Wahrheit sagen, daß er unglücklich sey; in meinem neuen Stande aber fehlen sie mir beyde.«

[T. 4, S. 59] *Die Wollust und der Giftbaum.*

In den Wollustathmenden Gärten des reichen Harakmi ruhte die Wollust auf einem Bette von Rosen und Jasmin, ohne daß sie es wußte, nicht weit von einem Giftbaume.

Mit Entsetzen schauderte sie zurück, als sie ihn erblickte und liebkosend sagte sie zu Harakmi:

»Warum der Baum in deinen paradisischen Gärten, mein Gebiether? ver-[60]möcht' ich es, ich würde zum Wohl der Menschen einen Baum, dessen Hauch das Leben verkürzen kann, von der ganzen Erde vertilgen.«

Harakmi gab seinen Sklaven einen Wink und sie waren im Begriff den Baum zu fällen, als dieser zur Wollust sagte:

»Schön verkaufst du deine eigne Frucht mit dem Anstrich der Menschenliebe; sie erregt Vertrauen und durch Vertrauen gewinnst du an Ansehen. Mein Gift ist dem Menschen verderblich; aber er kennt, und vermeidet mich. Du hingegen bestrickst ihn unvermerkt und das Uebel, welches du durch Müßiggang, Weichlichkeit und Unkeuschheit unter die Menschen in unendlich verschiednen Gestalten bringst, wie ungleich größer ist dieß, als was er durch mich erleidet. Harakmi, willst du gerecht seyn, so vertilge die scheinheilige Heuchlerin aus deinem Herzen und du befreist dich von deiner grausamsten Feindin.«

[61] Täglich sterben eine Million Menschen; kaum drei Tausend kommen durch Gift um und man entsetzt sich davor – über drei Viertel kommen durch die Wollust um und Niemand fürchtet sie!